

# „Nichts ist bleibend dort als die Theologen...“

## Akademische Mobilität im 19. Jahrhundert – ein Rückblick

| FRANK WAGNER | Beim Übergang von der Familienuniversität zur modernen leistungsorientierten Universität im 19. Jahrhundert spielte der Universitätswechsel und damit die Bereitschaft zur Mobilität eine zunehmend zentralere Rolle. Es gab allerdings auch Hochschullehrer, die sich dieser Entwicklung entzogen und ihr Leben lang an einer Universität wirkten – und das durchaus erfolgreich.

**A**ls sich dem Erlanger Chirurgieprofessor Carl Thiersch im Jahr 1866 die Perspektive auf einen Ruf an die Universität in Leipzig eröffnete, war er zunächst wenig geneigt, diesen anzunehmen. Hatte er doch in den Jahren seit dem Amtsantritt seine Position an der medizinischen Fakultät in Erlangen gefestigt, nahm unter den Professoren der Universität eine herausragende Stellung ein und war mit seiner Familie fest in das gesellschaftliche Leben der fränkischen Kleinstadt integriert. Sogar ein Haus zu bauen und endgültig sesshaft zu werden, hatte der gebürtige Münchener bereits erwogen.

Vor allem sein Schwiegervater aber insistierte auf einer Annahme des Rufes: „Du mußt darauf gefaßt sein, alle Deine ausgezeichneten Kollegen in Erlangen nach und nach wieder scheiden zu sehen. Denn Erlangen ist nur eine Etappe für sie. Nichts ist bleibend dort als die Theologen, welche wegen ihrer Herrschaft einen kleinen Ort einem größeren vorziehen werden. Es ist richtig, daß Erlangen für das Familienleben Annehmlichkeiten bietet, mehr wie eine große Stadt, allein Deine und Deiner Frau Annehmlichkeiten dürfen hierbei nicht hoch in Anschlag kommen; Du hast,

*wie sie, Pflichten für Deine Kinder und vier Mädchen, welche einstens versorgt, d.h. verheiratet sein sollen. In Erlangen heiratet aber Niemand. Auch für Deine Knaben sind in Bayern keine besonderen Aussichten, wenn sie, wie zu erwarten ist, einige Grüte im Kopf haben; denn wir haben keine Wurzeln im Lande, und auch die Kinder werden durch unser so ganz verschiedenes Denken immer fremd darin bleiben.“*

»Der Ausbau von Promotion und Habilitation ging mit einem Bedeutungsgewinn von Forschungsleistungen einher.«

Diese wenigen Sätze berühren wesentliche Argumente pro oder contra akademische Mobilität mit einer eindeutigen Tendenz dafür – insbesondere wenn seinerzeit eine kleine Universität wie Erlangen Ausgangspunkt ist. Carl Thierschs Schwanken ist allerdings verständlich vor dem Hintergrund des Umbruchs, in dem sich die deutschen Universitäten in der Mitte des 19. Jahrhunderts befinden. Auch wenn sie hier nur sehr verkürzt dargestellt werden kann, ist diese Transformation zentral für die

Entwicklung der modernen akademischen Mobilität in Deutschland und damit auch für die gegenwärtige Situation und Diskussion.

Ausgangspunkt der Entwicklung ist die sogenannte Familienuniversität. Idealtypisch zeichnete sie sich durch enge verwandtschaftliche Verbindungen zwischen den Professoren aus. Der Aufstieg in eine Professur war oft nur als Sohn eines etablierten Hochschullehrers oder durch Einheirat in dessen Familie möglich, wissenschaftliche Erfolge traten regelmäßig hinter sozialen Auswahlkriterien zurück. Mobilität zwischen den Universitäten war die Ausnahme.

### Mehrstufige Hierarchie

Mit der Gründung der Reformuniversitäten in Halle, Göttingen und Berlin wurde das enge, bisweilen leistungshemmende System der Familienuniversität Stück für Stück überwunden. Der Ausbau von Promotion und Habilitation als belastbare Qualifikationsschritte auf dem Weg zum Hochschullehrerberuf ging mit einem Bedeutungsgewinn von Forschungsleistungen einher. Von Preußen ausgehend bildete sich ein Rekrutierungssystem für die ordentlichen Professuren heraus, das den Universitätswechsel und die Bewährung in verschiedenen Hochschulmilieus beinhaltete.

Verfolgt man die Karrieren der Universitätsprofessoren genauer, zeigt sich vor allem seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts eine mehrstufige Hierarchie im deutschen Universitätssystem. Nach der Habilitation bot oft der Ruf als Extraordinarius oder Ordinarius an eine kleine Universität in der Provinz oder im deutschsprachigen Aus-

### AUTOR

Dr. Frank Wagner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Gießener Arbeitsstelle des Repertorium Academicum Germanicum. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u.a. Universitäts-, Wissenschafts- und Gelehrtingeschichte.



land den Einstieg in die beamtete Professorentätigkeit. Auch Carl Thiersch hatte nach der Habilitation und der Ernennung zum außerordentlichen Professor in München der bayerischen Hauptstadt zugunsten seiner ersten ordentlichen Professur in Erlangen den Rücken gekehrt. Bewährten sich die Professoren an kleineren Hochschulen und etablierten sich in ihrer jeweiligen

### »Ein Ruf nach Berlin galt als Schicksalsruf.«

Fachgemeinschaft, folgte nach einigen Jahren der Ruf an eine größere Aufstiegsuniversität. Den Gipfel der Professorenkarriere stellten dann Rufe an die großen und renommierten deutschen Universitäten in Berlin, München und Leipzig dar, die man nicht mehr verließ. Ein Ruf nach Berlin galt gar als Schicksalsruf, den man in der überwiegenden Meinung der deutschen Hochschulleh-

erschaft nur mit einer ganz besonderen Begründung ablehnen konnte.

#### **Auf dem Weg zu einer leistungsbezogenen Auswahl**

Der Rekrutierungsraum des deutschen Hochschulsystems wuchs im Zuge der skizzierten Entwicklung von Preußen und Norddeutschland ausgehend bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs stetig, vereinnahmte auch Randbereiche des deutschen Sprachraums im Baltikum, Ostmitteleuropa, auf dem Balkan, in der Schweiz und den Niederlanden. Der Einstieg in eine Professorenkarriere in Deutschland setzte einen frühzeitigen Einstieg in das deutschsprachige Bildungssystem voraus. Die Berufung von echten Ausländern fand nur sehr vereinzelt statt, und all diese Einzelfälle hatten bereits vor ihrer Berufung Erfahrungen an deutschen Hochschulen gesammelt. Das ist vor allem erstaunlich, weil die deutschen Universitäten Studierende, Pro-

movenden und Habilitanden in sehr großer Anzahl aus dem Ausland anzogen. Während man sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg schwer tat, wissenschaftliches Personal mit einer Herkunft jenseits des deutschen Sprachraums zu gewinnen und diesem auch Aufstiegsperspektiven zu eröffnen, brachte der Weltkrieg auch die vorhandenen zaghaften Versuche in dieser Hinsicht zum Abbruch.

Unter Wissenschaftshistorikern ist es mittlerweile ein Gemeinplatz, dass die Herausbildung eines stark auf leistungsbezogener Auswahl beruhenden, hierarchisch gestuften Universitätssystems ein wesentlicher Faktor für den vielzitierten Weltruhm der deutschen Wissenschaft um 1900 gewesen ist. Allerdings sollte der Erfolg dieses stark mit individueller Mobilität verbundenen und mittlerweile weltweit etablierten Systems der Leistungsauslese nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Alte, sprich das familienuniversitäre und das

Anzeige

## Bertha Benz-Preis für Ingenieurinnen 2014

**Mit dem „Bertha Benz-Preis“ zeichnet die Daimler und Benz Stiftung jährlich eine Ingenieurin aus, die in Deutschland eine herausragende Promotion zur Dr.-Ing. abgeschlossen hat. Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert.**

**Voraussetzungen für die Nominierung** Die Promotion zur Dr.-Ing. liegt zum Stichtag der Nominierung nicht länger als ein Jahr zurück, und die Dissertation ist mit dem Prädikat „magna cum laude“ oder „summa cum laude“ bewertet. Vorschlagsberechtigt sind Universitäten und selbstständige Forschungsinstitute. Eigene Bewerbungen sind nicht möglich.

**Bewerbungsfrist** bis 15. März 2014

**Kontakt** Susanne Hallenberger • Daimler und Benz Stiftung  
Dr.-Carl-Benz-Platz 2 • 68526 Ladenburg • Telefon: 06203-1092-0 • hallenberger@daimler-benz-stiftung.de  
[www.daimler-benz-stiftung.de](http://www.daimler-benz-stiftung.de)

**Daimler und  
Benz Stiftung**

eher wenig mobile Verhalten nicht schlagartig und völlig abgelöst worden wären.

So kommen Hausberufungen, also die Berufung von eigenen Privatdozenten auf beamtete Professuren, bis in das 20. Jahrhundert hinein vor. In Erlangen sinkt deren Quote über das 19. Jahrhundert von rund 40 Prozent auf 20 Prozent. Selbst an der Berliner Universität, der wenig bestrittenen Spitze des deutschen Hochschulsystems, gab es im entsprechenden Zeitraum rund 16 Prozent

### »Die Möglichkeiten, sich aus eigener Initiative auf eine neue Stelle zu bewerben, gab es nicht.«

Hausberufungen und gut ein Zehntel der Berliner Ordinarien hatte daselbst von der Promotion an die gesamte Hochschullehrerkarriere absolviert. Während einige von Professur zu Professur aufstiegen, blieben andere gleichsam an einer Universität nach dem Einstieg oder im Zuge des Aufstiegs hängen.

Die Möglichkeiten, sich aus eigener Initiative auf eine neue Stelle zu bewerben, gab es schlichtweg nicht. Wenn eine Professur durch Tod oder Emeritierung vakant wurde, stellte die jeweilige Fakultät aus eigenem Antrieb, oft unter der Inanspruchnahme von Gutachtern und Gewährsleuten, eine Liste mit Wunschkandidaten auf. Mit den auf der Liste niedergelegten Kandidaten trat dann die Fakultät beziehungsweise das zuständige Ministerium des Trägerstaates in Verhandlungen. Nicht immer waren diese erfolgreich. Oftmals versuchten Universitäten, ihre Ordinarien durch Gehaltssteigerungen oder die Verbesserung ihres Arbeitsumfeldes zu halten, und waren damit auch erfolgreich.

#### Beispiele für weniger mobile Wissenschaftler

So finden sich über das 19. Jahrhundert hinweg auch immer wieder anerkannte Fachgrößen, die trotz auswärtiger, Wohlstand und Ansehen versprechender Rufe an weniger prominenten Universitäten blieben. Auch gelangen diesen bisweilen entscheidende und weit hin beachtete wissenschaftliche Erfolge: Emil Behring, Träger des ersten Nobelpreises für Medizin, blieb zeitlebens in Marburg. Ernst Haeckel verharnte in Jena von 1862 bis zum Ende seiner Lehr-

tätigkeit 1909. Selbst der eingangs zitierte, so sehr die Mobilität von Carl Thiersch befürwortende Schwiegervater, kein geringerer als Justus von Liebig, lehnte in seiner immerhin 28 Jahre währenden Gießener Zeit Rufe nach Reval, Göttingen, St. Petersburg, Wien, London und Heidelberg ab. Mit jedem Ruf verstand er es, Gehalt und Ausstattung in Gießen zu verbessern, bevor er 1852 im Alter von 49 Jahren dem zu sehr verlockenden Ruf nach München folgte.

#### Auch eine Frage des Status

In der Gesamtschau der Professorenkarrieren wurden mangelnde Mobilität oder fehlende Bewährung an mehreren Universitäten spätestens im Kaiserreich zum Karrierehindernis. Vor dem Hintergrund des vorherrschenden Berufungssystems und der Tatsache, dass die maßgebenden Fachgemeinschaften noch vergleichsweise leicht zu überblicken waren, stellten Berufungen und schließlich Mobilität zwischen den Universitäten recht eindeutig die Folgen bereits erbrachter wissenschaftlicher Leistungen dar. Aus der Perspektive des Einzelnen war die Entscheidung pro oder contra Mobilität schließlich eine Frage der Gewichtung verschiedener Faktoren. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte sich der wissenschaftliche Nachwuchs unterhalb der Schwelle einer beamteten ordentlichen Professur dem Druck zum Universitätswechsel, aber auch zur wiederholten Forschungsleistung kaum mehr entziehen. Waren Professur und Beamtenstatus einmal erreicht, das Ansehen in der Fachgemeinschaft sichergestellt, fiel die Entscheidung zwischen den Annehmlichkeiten des Verbleibens und den Vorteilen der Rufannahme entsprechend schwieriger aus.

#### Gründe für den Wechsel

In Briefen und Memoiren werden immer wieder die Aussicht auf einen breiteren Wirkungskreis und bessere Arbeitsbedingungen als Gründe für die Annahme von Rufen thematisiert. Bei Naturwissenschaftlern und Medizinern sind es vor allem Klinik- und Laborausstattungen, die als Lockmittel in Aussicht gestellt wurden. Auch Ruhm und

Ehre, die mit einer höherrangigen Hochschule und den in der Fachwelt besser angesehenen Professorenkollegen einhergingen, findet man in den Argumentationen. Der Ruf in eine Residenzstadt eröffnete den Zugang zu einem vielfältigeren gesellschaftlichen Leben, als es im Umfeld einer Provinzuniversität zu finden war. Regelmäßig hatten die ordentlichen Professoren dort Zugang bei Hofe und wurden nicht selten mit Orden und Geheimratstiteln bedacht.

Seltener erwähnt, aber nicht weniger bedeutsam dürften auch materielle Überlegungen gewesen sein. Neben höheren Gehältern und Zulagen konnten die ordentlichen Professoren zudem erheblich höhere Einnahmen an Hörgeldern erwarten, die von den Studierenden für jede gehörte Veranstaltung direkt an den Dozenten zu entrichten waren. Gerade in den von den Ordinarien angebotenen Pflichtveranstaltungen kamen hier Summen zusammen, die in Berlin, Leipzig und München nicht selten das Grundgehalt eines Professors an einer kleineren Universität deutlich überstiegen.

Carl Thiersch folgte in seiner ganz persönlichen Abwägung der Argumente im Ergebnis der Empfehlung seines Schwiegervaters und entschied sich gegen die mit einem Verbleib in Erlangen

### »Emil Behring, Träger des ersten Nobelpreises für Medizin, blieb zeitlebens in Marburg.«

verbundenen Annehmlichkeiten. Nach einigen Sondierungen der sächsischen Regierung bei Thiersch erging schließlich der offizielle Ruf, den dieser ohne weiteres Zögern auch annahm. Für Thiersch zahlte sich die Rufannahme nicht nur beruflich aus. Alle vier Töchter konnten in der Leipziger Zeit verheiratet werden: Amalie vermählte sich mit Adolf von Harnack, ihre Schwester Carolina heiratete Hans Delbrück, Agnes den Leipziger Zahnmedizinprofessor Friedrich Hesse und Johanna ehelichte Hermann Rassow, den späteren Rektor des Potsdamer Gymnasiums. Sohn Justus folgte dem Vater in die Medizin und wurde Kreisarzt in Dresden, sein Bruder Friedrich ließ sich nach dem Studium der Rechtswissenschaft als Rechtsanwalt in Leipzig nieder.